Im Wald

Im Wald

Manche Menschen glauben, dass es mit dieser Welt deswegen zuende ging, weil wir so überheblich geworden sind. Konsumgeil, waffenvernarrt, unsozial. Dass es schlussendlich so kommen musste, weil die Menschheit ihr Gutes verloren und ihrem Schlechten viel zu sehr nachgegeben hat.

Andere glauben, dass das Ganze unausweichlich war, im Grunde aber nicht viel anders ist als Krebs, Aids oder einer der ermüdend vielen Kriege. Immerhin: wenn schon Buchautoren, Spieleentwickler, Filmemacher und eine ganze Survival-Industrie allein mit der Idee einer Zombie-Apokalypse ihr Geld verdienen – wieso sollte sie dann nicht auch eintreffen?
Nichts, was einem also so gesehen Angst machen müsste. Einfach nur ein weiteres Problem.
Zugegeben: dieses “Problemchen“ (wenn Ihr mich fragt, lagen die Leute von „World War Z da noch am nächsten dran, „I am legend war auch nicht so verkehrt; nach Splatter-Filmen dürft ihr mich bitte nichts fragen, damals konnte ich zu viel Blut noch nicht ertragen. Obwohl es Künstliches war – wenn das mal keine Ironie ist!) hat drei Viertel der Menschheit das Leben gekostet. Oder es zumindest grundlegend verändert und sie der Zombieseite zugeführt.
„Sie wollen Ihr Leben verändern? Dauerhaft und mit Chancen auf neue Abenteuer? Dann werden Sie Zombie!“ - Ich wette, wenn man das den ganzen Hollywood-Affen damals vorgeschlagen hätte, oder irgendwelchen übergewichtigen, gelangweilten Hausfrauen oder ihren feierabendbiertrinkenden Ehegatten, einige von ihnen hätten sogar ja gesagt, es hätte sogar ein *Trend* werden können.
Zombie sein ist in, *en vogue*, der neuste Hit. Zwar weder vegan, noch veggie und als Diät auch nur bedingt zu empfehlen, aber immerhin – das muss man ihnen lassen – sind unsere fauchenden Freunde politisch vollkommen korrekt und stürzen sich ganz im Sinne einer unintelligenten Raubtier-Evolution einfach auf den Nächstbesten. Oder die Nächstbeste, versteht sich.
Früher habe ich mich ja immer gefragt, wie viel noch dran sein muss an seinem Menschen, damit er zum Zombie mutiert und nicht einfach tot bleibt. Heute kann ich das ganz gut einschätzen. Das ist also eher eine Ermessensfrage, als eine genaue Wissenschaft, aber heutzutage bin ich dankbar für alles, was mich Munition sparen lässt.

Nicht, dass es darauf ankäme: Von den Untoten mal abgesehen, leben wir in einem Schlaraffenland. Etwa wie in „Dead man on earth“. Nur, dass es keinen Spaß macht. Wir können jetzt haben, was wir wollen, ein jeder von uns. Ein schickes Auto? Bitteschön, du hast die freie Auswahl! Du wolltest immer schon in einer prächtigen Villa residieren? Alles klar, einfach 30 Kilometer da lang.
Dank einiger intelligenter Menschen mit Ahnung von Technik gibt es sogar noch Tiefkühlprodukte, die nach einem Sommer ohne Verwesungsgeruch schmecken. Konserven, Gläser und Flaschen machen es einem ebenso leicht, sich tot zu fressen, wie sich ins Koma zu saufen. Aber wer will das schon?

Tja und wieder andere halten das hier für die Strafe Gottes. Nur dass wir dieses Mal nicht aus dem Paradies vertrieben, sondern die Monster hineingelassen worden sind.

Egal, wie man sich das Ganze erklärt, die Fakten bleiben: Da draußen ist es nicht mehr sicher. Raubtiere streifen frei und in Rudeln durch die Lande, und sie gehen aufrecht, tragen unsere Gesichter, unserer Kleidung und unsere Namen. Wenn wir sie ansehen, erkenne wir das Schlimmste in uns. Als hätte man alles, was Menschen einander antun können – Mord, Folter, Vergewaltigung, aber auch Dinge wie Neid, Habgier, Maßlosigkeit und wie sie alle heißen – zusammengepresst und der Menschheit zu schlucken gegeben. Herausgekommen sind fauchende, röchelnde, kreischende Zombies, ehemalige Menschen, denen das faule

Dieser Text stammt aus dem Deutschen Schriftstellerforum / https://www.dsfo.de

Im Wald

Fleisch streifenweise von den Knochen fällt, sobald sie sich nicht mehr an frischem *Homo sapiens* gütlich tun können.
Entgegen aller Filme, Serien und Bücher, die ich kenne, sind die Zombies übrigens nicht auf Menschenfleisch an sich oder auf unsere Gehirne aus, sondern auf unsere inneren Organe, vor allem auf Leber, Milz und Magen. Es gab da mal so einen Typen, dass man nur zum Zombie werden kann, wenn man keinen Blinddarmwurmfortsatz hätte, und dass sie einen in Ruhe lassen, wenn man ihn noch hat.
Vielleicht ist da ja tatsächlich etwas dran. Ist nur schlecht nachzuprüfen. Und selbst wenn es stimmen sollte, hätten wir auch nichts davon; man kann sich das Ding ja schlecht wieder annähen lassen.

Ach ja, und die Pharmaindustrie, die hat uns natürlich auch zu Zombies gemacht.
„Lassen Sie Ihr Kind nicht impfen! Sie retten es damit nicht etwa vor einer schmerzhaften und eventuell tödlich verlaufenden Krankheit, sondern vergiften es mit Quecksilber und steigern seine Chancen, ein Zombie zu werden!“

„Kater an Dani.“ Das Funkgerät rauscht. Dann nochmal: „Kater an Dani.“
So wie er es sagt, klingt es, als hieße er „Carter“. Ich denke, er fühlt sich so besser. Cooler, tougher. Wir nehmen dieser Tage, was immer wir kriegen können.
Ich drehe meinen Kopf ein wenig nach links, nehme den Zeigefinger vom Abzug und drücke den Knopf des Funkgerätes, das in meiner Hemdtasche steckt. Mit der linken Hand halte ich nach wie vor den Gewehrlauf, drücke den Kolben gegen meine Brust.
„Dani hier, ich höre?“
Daumen runter vom Knopf, Finger ran an den Abzug.
„Alles roger bei dir?“
Finger weg vom Abzug, Daumen auf den Knopf.
„Ja, hier alles roger.“
Bei dem Wort „roger“ verdrehe ich die Augen. Man sollte meinen, dass sich die Menschheit angesichts der Zombieapokalypse auf ihre Wurzeln rückbesinnt, wann immer sie kann, und nicht, dass sie diese pseudocoole Nordamerikanisierung weiter beibehält.
Aber wie ich schon sagte: am Ende soll jeder, wie er meint.
Ich lege meinen Finger wieder auf den Abzug, mustere den Wald vor mir sowohl durch das aufgesteckte Zielfernrohr, als auch mit bloßem Auge. Wer hätte je gedacht, dass Verwesung einmal die beste aller Tarnfarben sein würde? Im freien Gelände oder im Wald ist es überlebenswichtig, nicht nach Formen oder Farben, sondern nach Bewegung Ausschau zu halten.

„Gut. Halte dich bereit. Wir gehen in drei Minuten rein.“
Und wieder das gleiche Spiel: Zeigefinger runter, Daumen drauf. Routine, stundenlang geübt, schafft Vertrauen in sich selbst.
„Habe verstanden, Kater. Ich warte auf dein Kommando!“
Fingerwechsel.
„Roger, over and out.“
Beim Gedanken an meine Mutter heben sich meine Mundwinkel um einen schmerzhaften Grad. Sie würde sich im Grab umdrehen, wenn sie wüsste, dass ich Befehle von einem Mann entgegennehme. Aber erstens hat die Zombieseuche nicht nur Milliarden Menschen, sondern auch so ziemlich jeden Rassismus und Sexismus abgetötet wer beleidigt schon die Frauenhand, die die Knarre hält, mit der sie einem Feuerschutz gibt? - und zweitens bin ich mir nicht sicher, ob sie noch unter der Erde geschafft hat und nicht vielmehr gerade über ein Weizenfeld wankt und sich dabei frisches Nachbarfleisch aus den Zähnen pult?

Dieser Text stammt aus dem Deutschen Schriftstellerforum / https://www.dsfo.de

Im Wald

Außerdem gibt unser Agent Carter gute Befehle, das muss man ihm lassen. Nicht so wie Walther vor ihm, der einen schonmal eine halbe Stunde lang mit Finger am Abzug dastehen ließ. Es ist unmöglich, so lange den Arm zu heben. Und wenn man sich dann mit der ganzen Anspannung und allem nur noch darauf konzentrieren muss, NICHT zu schießen … dann kann es einem gehen wie Marko und Ronny, die vor lauter Aufpassen nicht gesehen haben, was sich von der Seite angeschlichen hat.

Sie könne schleichen, oh ja!
Und sie werden immer gerissener. Die Feldwebel bestreiten das, und alle darüber auch. Ob sie selbst daran glauben? Oder wollen sie uns nur keine Angst machen?
Jeder, der eine Weile draußen ist, weiß, dass sich etwas verändert hat in den letzten Jahren. Wir haben uns angepasst – also wieso sollten sie es nicht auch getan haben?
Wieso sollte ein Zombie nicht in der Lage sein, zu lernen oder neue Strategien zu entwickeln? Das können selbst Tiere, und die verfügen nicht über ein mehr oder weniger vollständige menschliches Gehirn.
Die Krone der Schöpfung gepaart mit einer unstillbarer Gier, Menschen zu töten und auszuweiden – das ergibt entweder einen Investmentbanker, einen Lobbyisten der Tabakindustrie, einen Serienkiller oder eben einen Zombie. Wobei man fairerweise beachten muss, dass sie auch nur über...toten wollen, oder wie immer man das ausdrücken will.

Eine leichte Brise berührt im Vorüberziehen meinen Nacken. Es fühlt sich fast so an wie neulich, als mich Jeromes Atem beim Tanzen streifte. Damals wie heute stellen sich die Härchen an meinen Armen auf. Genau wie damals wird mein Magen flau und meine Sinne schärfen sich.
„Ich will heute Nacht bei ihm sein!“, wurde mir damals schlagartig klar.
Jetzt ist es die herzzusammenpressende Erkenntnis: „Etwas stimmt nicht!“

Ich drehe mich einmal im Kreis. Geräuschlosigkeit über Schnelligkeit. Doch nichts.
Bevor ich der Sache auf den Grund gehe, löst sich der Zeigefinger und der Daumen übernimmt.
„Dani an Kater, bitte kommen.“
Zeigefinger an Abzug.
„Hier Kater. Was ist los?“
Daumen.
„Etwas stimmt nicht.“
Zeigefinger.
Stille. Dann das funkgerättypische Knacken.
„Was genau?“
Irritierender Weise muss ich wieder an Jerome denken. Ich wollte in jener Nacht … Ich HABE in dieser Nacht Dinge mit ihm angestellt, die … der Gedanke, dass ich mich damals darüber aufgeregt habe, als ich Nick beim Pornogucken erwischt habe, ist so lästig wie eine Schmeißfliege auf dem Grillgutteller einer Gartenparty, und ich wische ihn weg.
Aber nicht mit der linken Hand, die das Gewehr hält ohne zu zittern, und auch nicht mit der rechten Hand, deren Daumen wieder den Knopf des Funkgerätes drückt.
„Ich weiß es nicht.“ Der Daumen verharrt. „Aber ich weiß es.“
Zeigefinger hoch.
Kater schweigt. Ob er die Augen verdreht oder aufseufzt? Oder die Augen schließt, weil er weiß, dass ich meistens recht habe?
„Roger, wir warten. Soll ich dir Michael und Juri schicken?“
Meine Flügelmänner. Sie schützen meine Flanken, wie ich die von Juri und Gaby schütze. Ich könnte sie mir schicken lassen. Jeder würde einen Platz nach innen aufrücken, unser Netz würde dichter, aber auch enger

Im Wald

werden.
Der Daumen sagt: „Nein, ich werde erst nachschauen."
Früher hätte ich gesagt: „Lass mich erst nachsehen", aber über Funkgerät geht Deutlichkeit über Sprachstil. So Vieles, das ich gelernt habe. Ein fairer Austausch, da meine Ausbildung zu Betriebsfachwirtin in der neuen Welt so ziemlich das Nutzloseste ist, was man gemacht haben kann. Gärtnerin, Ärztin oder meinetwegen auch Friseurin. Aber nein. Was blieb mir da, als mich bei der HS-Wehr zu melden? (Neue Freiheit hin oder her, einige der ganz harten Kerle verstehen noch immer keinen Spaß, wenn ich das „Sapiens" in der Bezeichnung unseres Heeres weglasse.)

„Roger. Ich überwache deine Position per GPS. Warte dann auf Meldung.", bestätigt Kater.
Dann mal los.

Wieder kommt eine Brise auf und die Bäume flüstern miteinander. Der helle, lichte Wald vor mri mit seinen lose verteilten Hellgrünlaubbäumen und kleinen Lichtungen mit vereinzeltem Buschwerk macht mir mehr Angst, als es ein finsterer Nadelwald getan hätte.
Weil man das Grauen nicht im Tageslicht erwartet? Weil der Kontrast so groß ist zwischen dem lächelnden Onkel mit den vielen schönen Spielsachen und dem so fürchterlich dunklen Keller? Zwischen der mitfühlenden Spende an das Waisenhaus, wobei die selbe Hand auch einen Scheck für den neuesten Waffendeal ausfüllt? Weil das Blut hier nicht im dunkelweichen Boden versickert, still und ungesehen, die Körperteile zwar aufs Scheußlichste verstreut, doch irgendwie zwischen Finsternis und tückischen Pilzen auch am richtigen Ort? Sondern sich hier stattdessen Dinge abspielen, Grauen, die Herzen umklammern und zerquetschen und etwas übrig lassen, das noch weniger ein Mensch ist als einer dieser Untoten, während oben im sonnenbestrahlten Baumgebälk die Vögel zwitschern, als wären sie auf einer verdammten Hochzeit?

Ach verdammt, was soll das denn? Wir könnten hier in Disneyland sein oder auch in Freddy Kruegers Keller, Fakt ist, dass etwas nicht stimmt. Ich fühle es mit jeder Zelle meines Körpers. Weibliche Intuition? Oder eher die unterbewusste Verknüpfung kleinster Beobachtungen, die mein oberflächliches Gehirn nicht zusammenzubringen vermag?
Was es auch ist, ich weiß, dass mich mein Gefühl nicht trügt.

Vor mir ein Wald. Raubtiere gibt es hier so gut wie nicht mehr, die haben sich verkrochen oder sind längst verhungert. Anders als es sich so viele vorgestellt haben, bin ich seitdem noch keinem Menschen begegnet, der ernsthaft irgendwelche Machtgelüste gegen eine wärmende Gemeinschaft eintauschen wollte. Wir klammern uns dieser Tage alle aneinander, selbst Kater und ich. Hauptsache Mensch, Hauptsache nicht Zombie, Homo sapiens gegen die *Homo Mortuo*.

Sie sind da.

Nicht ein paar, nein, die würden mir keine Gänsehaut verpassen. Nicht mehr, sollte ich wohl sagen, und wenn sie mich im Schlaf besuchen kommen, sind es ebenfalls ganze Horden.
Das da vorn, was im Wald lauert, muss viel viel schlimmer sein, als alles, was ich je erlebt habe. Schlimmer als Dortmund, schlimmer als am Stausee. Ich fühle es in meinen vibrierenden Knochen.

Ich sichte noch einmal die Umgebung, den Finger am Abzug. Nichts. Auch mein siebter Sinn bleibt ruhig.
Der Wald also.

Durchatmen. Und los!

Dieser Text stammt aus dem Deutschen Schriftstellerforum / https://www.dsfo.de

Im Wald

Geräusche sind um diese Jahreszeit leichter zu vermeiden. Der Boden ist feucht, das übriggebliebene Herbstlaub vom letzten Winter zu einer Matschpampe aufgeweicht. Die Äste stehen in vollem Saft und brechen nicht bei der kleinsten Berührung. Es sind nur wenige Tiere unterwegs. Wir verlassen uns längst nicht mehr darauf, dass sie, wie wir es immer für normal gehalten hatten, Alarm schlagen. Das ist in Ordnung, ich nehme es ihnen nicht übel, dass sie unserer Angelegenheiten uns überlassen. Nur die fröhliche Gleichgültigkeit der Vögel, die versetzt mir immer wieder einen Stich. Als würden sie auf unseren Gräbern tanzen.

Ich durchbreche zartfüßig die erste Reihe Büsche. Der lichte Wald öffnet sich mir. Auf meiner Nase tanzende Sonnenstrahlen wollen mich zum Narren halten, wandern herüber, kitzeln mein Ohr.
Doch nichts.
Nichts als Bäume, stumm und starr. Überall.
Die Abstände zwischen ihnen sind groß, hinter jedem kann sich einer verstecken.
Sie machen nicht mehr so viel Lärm, wie in den ersten Jahren. Schlurfen, keuchen, stöhnen … Sie sind leiser geworden, auch wenn die Anderen immer lachen, wenn ich das sage.

Ich gehe weiter. Achte auf jede winzigste Kleinigkeit. Schrecke ein paar kleinere Waldbewohner auf, Nagetiere, die die Mühe nicht wert sind, ihr mageres Fleisch zu braten. Und obwohl ich es bin, die auf der Jagd ist, das Gewehr im Anschlag, fühlt es sich schrecklich falsch an.

Immer wieder verlässt mein Zeigefinger seine Position und der Daumen will um Hilfe rufen. Verstärkung. Doch die Füße gehen weiter. Nein.
Dennoch drücke ich den Knopf.
„Ich bin tiefer drin“, flüstere ich, lese vorsichtshalber noch meine Position vom dem Ortungsgerät ab und gebe sie durch. „Alles ruhig hier, nichts als Bäume.“

Mein linker Arm schmerzt – wie lange werde ich meine Waffe noch hochhalten können? Der gefährlichste Augenblick ist der, in dem ich das Gewehr kurz senke, um den Arm auszuruhen. Das hat mir Alexas Tod beigebracht.

Ich betrete einen anderen Abschnitt des Waldes. Hier sind die Bäume wesentlich kleiner, stämmiger. Ihre Blätter sind von einem geradezu bizarr hellem Grün, welches in dem schwindenden Tageslicht leuchten, als stünden sie unter Strom.
Mit jedem Schritt, den ich setzte, wird die Welt um mich herum düsterer.
„Wir hätten nicht so lange warten dürfen“, geht mir durch den Kopf.
Ironischer Weise hatte Kater das Selbe gesagt und hatte die Aufräumung des Waldes auf Morgen verschieben wollen. Ausgerechnet ich war dagegen gewesen, hatte auf ihn eingeredet, es hinter uns zu bringen. Ausgerechnet.

Ich gehe weiter und weiter, die Sinne zum Zerreißen gespannt.
Was ist das?
Hektisch drehe ich mich einmal um meine eigene Achse – bis mir dämmert, dass das die knackende Stille des Waldes von meinem Funkgerät unterbrochen worden ist.
Ein Tropfen Schweiß perlt über meine Schläfe. Kater würde es nie riskieren, mich anzufunken, wenn es nicht wichtig wäre. Überlebenswichtig.
„Dani, bitte kommen!“

Dieser Text stammt aus dem Deutschen Schriftstellerforum / https://www.dsfo.de

Im Wald

Daumen.
„Was ist los?“
„Geh sofort da raus!“
Noch im Antworten weiche ich zurück, drehe mich um. Ist das derselbe Weg, den ich gekommen bin? Stand da nicht eben noch ein Baum?
Daumen.
„Was ist los?“
Zeigefinger.
„Wir trafen einen Mann, er heißt Albert.“
Mein Arm zittert.
Daumen.
„Und weiter?“
Zeigefinger.
„Er sagt, der hintere Teil des Waldes wurde schon vor Jahren abgeholzt.“
Trockener Mund. Zittern. Daumen.
„Was soll das bedeuten, verdammt?“
Zeigefinger.
„Da, wo du jetzt bist, gibt es keine Bäume mehr.“

Homo Sapiens Mortuo.

Zeigefinger. Zeigefinger. Zeigefinger.

Lesen Sie hier die komplette Diskussion zu diesem Text (PDF).

Dieser Text stammt aus dem Deutschen Schriftstellerforum / https://www.dsfo.de